



Gib mir die Weisheit, die an deiner Seite thront (Weish 9,4)

Predigt beim Gottesdienst zur Eröffnung des Studienjahres 2020/21 der
Katholischen Privat-Universität Linz

28. September 2020, Ursulinenkirche Linz

Sapor und sapientia

Im Lateinischen haben „sapor“ (Geschmack, Sinn) und „sapientia“ (Weisheit, Einsicht und Vernünftigkeit) eine gemeinsame sprachliche Wurzel. „Sapere“ (schmecken, Geschmack haben) und „sapiens“ (weise, verständig, klug). So kann man mit Thomas von Aquin den als weise bezeichnen, der Geschmack hat für Gott. Es ist Sache des Weisen zu ordnen („sapientis est ordinare“), sagt Thomas von Aquin mit Aristoteles.¹ Die Weisheit als Gabe des Heiligen Geistes ist auf das universale Ziel, auf Gott selbst ausgerichtet. Weise ist, wer Gottes erfahren ist und aus Gott heraus lebt, und andere auf Gott hin ordnet.² Dumm hingegen ist einer, der bezüglich der höchsten Ursache ein Fehlurteil fällt.³ Der Glaube fragt nach einem letzten Sinn und Ziel unseres Lebens, ein Sinn und Ziel, das nicht ins Leere geht, nicht in der Absurdität des Alltags endet, sondern die Treue zur Erde und die Hoffnung auf Glück miteinander verbindet und versöhnt. Wir brauchen Weisheit, d. h. Orientierungswissen, nicht bloß Strategien des Handelns oder das Erlernen von Funktionen. Orientierungswissen, das Sinn erschließt, hat einen Wahrheits-, Freiheits- und Heilsbezug.

Kant versteht unter der „Beweglichkeit des Denkens“ den Überblick zu verschiedenen Denkweisen über Kritik bis hin zur Selbstkritik als „Beweglichkeit des eigenen Denkens, das sich selbst immer wieder der Möglichkeit aussetzt, falsch zu liegen.“⁴ „Das Zeitalter der Gelangung des Menschen zum vollständigen Gebrauch seiner Vernunft kann in Ansehung seiner Geschicklichkeit (Kunstvermögens zu beliebiger Absicht) etwa ins zwanzigste, das in Ansehung der Klugheit (andere Menschen zu seinen Absichten zu brauchen) ins vierzigste, endlich die Weisheit etwa im sechzigsten anberaumt werden. Die Vorschrift, dazu zu gelangen, enthält drei dahin führende Maximen: 1) Selbstdenken, 2) sich (in der Mitteilung mit Menschen) an die Stelle des anderen zu denken, 3) jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.“⁵

Bürokratische Zwänge u.a.⁶

Bürokratische Zwänge, Unterwerfung unter die ökonomische Rationalität, Dominanz des naturwissenschaftlichen Paradigmas in der Forschung haben der Universität viel von dem

¹ Thomas von Aquin, Summa contra Gentiles I,1 n.2; II,24; Aristoteles, Metaphysik I c.2 982.

² Vgl. auch Thomas von Aquin, Summa contra Gentiles II, 24 n.1005.

³ Thomas von Aquin, Summa Theologiae II–II,46,1,1.

⁴ Immanuel Kant, Über Pädagogik, in: WW (ed. Weischedel) Bd. 10/2: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik; Darmstadt 1983, 691-761.

⁵ Immanuel Kant, Anthropologie in pragmatischer Absicht. Vom Erkenntnisvermögen, WW ed. Weischedel 10, 511.

⁶ Die folgenden Ausführungen verdanke ich Roman Siebenrock (Innsbruck)

Glanz einer universitas genommen. Im Rivalitätskampf auf dem Feld der tertiären Bildungsinstitutionen geht der lange Atem verloren, allzu schnell vergleicht man sich den Rivalen – den Fachhochschulen etwa –, die mit einem schnell verbuchten, oft auch schnell verpufften Erfolg die Öffentlichkeit im Atem halten. Die nahende Wirtschaftskrise und die verschärften Kämpfe um die Budgetierung versprechen zudem nichts Gutes. Das Universitätsgesetz 2002 ermöglicht den Universitäten zwar einen größeren Spielraum an Autonomie. Da die Universitäten nicht in einem luftleeren Raum existieren und auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Zeitgenossen bleiben, wird gerade der Zeitgeist eine immer größere Rolle spielen schon für die Definition dessen, was eine Universität sei. Die in der Geschichte immer schon gemachte Erfahrung, dass Autonomie in Wirklichkeit oft nur eine mehr oder weniger verschleierte Herrschaft des Starken sei, tritt ja in den letzten Jahren gerade in der wissenschaftspolitischen Diskussion verstärkt in den Vordergrund und verführt die Universitäten und die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dazu, sich selbst in rein pragmatischer Manier von der Rationalität des Marktes zu definieren. Allzu leicht geraten dann aber die für den Markt nicht geeigneten Lebensdimensionen in den Hintergrund, was zu verhängnisvollen Folgen führt. Die Geisteswissenschaften und auch die Theologie werden beispielsweise einem Dauerdruck ausgesetzt, ihre Nützlichkeit am Markt zu beweisen. All solche Tendenzen untergraben die Idee der Universität und nehmen ihr viel von der gesellschaftskritischen Kraft der universitas.

Ein Rückgriff auf die wissenschaftstheoretischen Reflexionen von Max Horkheimer mag dies erläutern. Bei all den historisch bedingten Differenzen gibt es noch genug Analogien, die einen solchen Vergleich fruchtbar machen. In der Aufspaltung von Natur- und Geisteswissenschaften und der damit automatisch mitgegebenen Diskrepanz zwischen einer naturwissenschaftlichen Objektivität, die des menschlichen Inhalts entleert bleibt, und einer geisteswissenschaftlichen Konzentration auf den menschlichen Inhalt, der nur als Ideologie auf Kosten der Wahrheit transportiert wird, glaubte Horkheimer generell die Folgen einer vom positivistischen Wissenschaftsideal bestimmten Welt erkennen zu können, die für die menschliche Wahrheit grundsätzlich keinen Platz mehr hatte. Horkheimer erkannte, dass diese spezifische Strukturierung des Wissenschaftsbetriebs ein „gesellschaftliches Produkt“ ist, das durch die „Organisation der Universitäten hypostasiert wurde“ (Horkheimer 1991 [1967] 90). Seine Kritik weist auch auf das eigentliche Problem hin: Es geht letztlich um die Frage nach der Wahrheit und deren Relevanz im gesamtgesellschaftlichen Prozess (nicht nur im Bereich der Wissensproduktion). Kann (und will) die abendländische wissenschaftliche Vernunft auf überzeugende Weise Inhalte wie Gerechtigkeit, Toleranz, Mitleid oder Liebe begründen? In seinem Spätwerk hat Horkheimer diese Einsichten in Richtung der theologischen Fragestellung weitergeführt und die Wahrheitsfrage mit der Frage nach Gott verbunden. Da nach Horkheimer mit Gott jede Wahrheit stirbt, gehen damit auch Inhalte wie etwa die Liebe verloren. Die formale Vernunft kann dem nichts entgegensetzen. „Rein wissenschaftlich gesehen, kann man ... zwischen den Gefühlen ‚Lieben‘ und ‚Hassen‘ nicht differenzieren; dass Liebe besser ist als Hass – das ist ohne Theologie nicht zu begründen.“⁷

Im § 1 UG 2002 werden die Universitäten dazu verpflichtet ihren Beitrag „zur Lösung der Probleme des Menschen sowie zur gedeihlichen Entwicklung der Gesellschaft und der natürlichen Umwelt“ zu leisten. Sie werden diese ihre Aufgabe umfassend erfüllen, wenn sie dem Ideal der Idee der Universität treu bleiben und ihre historisch verbürgte Marke nicht verraten. Sich deswegen auch wehren gegen die Reduktion auf eine verschulte Ausbildungsanstalt für den sich sehr schnell umorientierenden Arbeitsmarkt. Grundlagenforschung und denkbar breite

⁷ Max Horkheimer, Gesammelte Schriften Band 6 (Zur Kritik der instrumentellen Vernunft) und 7 (Vorträge und Aufzeichnungen 1949–1973). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1985 und 1991, 184, 381, 388.

forschungsgeleitete Ausbildungskultur war ja schon immer die Stärke einer Universität. Und eben auch die Ausrichtung auf die Wahrheitsfrage.

Übrigens: Der (spätere) Universitätsrektor und große englische Gelehrte des 19. Jahrhunderts John Henry Kardinal Newman hat in seinen Oxforder Universitätspredigten über die Prinzipien der Geistesverfassung, in der sich wissenschaftliche Forschung vollzieht, reflektiert. Er sprach nicht nur von der „peinlichen Selbstzucht“, die notwendig ist, damit die wissenschaftliche Forschung nicht behindert wird: von Bescheidenheit, Geduld, Umsicht, Ernst und Aufrichtigkeit. Er sprach auch direkt von den Analogien zwischen der Haltung der Wissenschaftler und der Christen und nahm in der Sprache des 19. Jahrhunderts einiges von der Logik der wissenschaftstheoretischen Diskussion vorweg. Der Wissenschaftler muss „bekennen, dass er durch falsches Sehen und Urteilen getäuscht, durch Vorurteile gehemmt und durch hitzige Phantasie irreführt werden kann; er ist demütig, weil er fühlt, dass er unwissend; vorsichtig, weil er weiß, dass er fehlbar ist; gelehrig, weil er wirklich zu lernen wünscht.“ Welcher Wissenschaftler findet sich da nicht wieder? Aber auch welcher Christ? Vom Christen sagte der Kardinal aber doch noch etwas mehr, und zwar etwas, das auf den ersten Blick verstörend wirkt: „Das Christentum verlangt ... auch noch die Anerkennung der Tatsache, dass er ein Rebell vor dem Angesicht Gottes ist, ein Verletzter der gerechten und guten Ordnung der Dinge, die der Schöpfer einstmals aufgerichtet hat.“ Im Klartext: Der Wissenschaftler bekennt, dass er unvollkommen ist, der Christ weiß sich „schuldig ... vor dem Gerichtshof des Himmels und (er) weiß, dass er ständig Dinge tut, die im Angesicht der Heiligkeit Gottes hassenswert sind“⁸. Schon der Kardinal wusste, dass es Menschen gibt, die darin bloß „ein sklavisches System, von großem Nachteil für die Freiheit des Denkens“ sehen. Er selber sah darin das notwendige Korrektiv, das den sittlichen Ernst, aber auch die Botschaft der Erlösung in die wissenschaftliche und kulturpolitische Debatte bringt.

Öffentlichkeit

Ethik in der Politik darf den fundamentalen Fragen, die eine Gesellschaft als ganze betreffen, nicht ausweichen. Sie ist einer Kultur der Reflexion und Reflexivität verpflichtet, die auch die Grundfragen nach Fundament und Ziel einer Gesellschaft stellt. Diese Fragen tangieren jene Aspekte, die das Gemeinwesen überhaupt und als solches thematisieren. Politik steht damit nicht nur in besonderer Beziehung zur Wahrheit, sondern auch in besonderer Beziehung zu Sinn und Sinnfragen. Diesen Zusammenhang von Ethik und Sinn sehe ich bei Friedrich Daniel Schleiermacher grundgelegt:⁹ Aufgabe der Ethik als „Gesamtwissenschaft der Vernunft“ bzw. „Darstellung der Vernunft in ihrer Gesamtwirksamkeit“ ist es, die Notwendigkeit der Frömmigkeit für die menschliche Natur zu erweisen, wenn sie für sich „Bedeutung“ und „Sinn“ beansprucht. Theologische Ethik ist also zwischen Spekulation und Empirie vergleichende kritische Wissenschaft, nicht bloß die Wissenschaft von Normen.

Aufgabe der theologischen Ethik: „ein Bewusstsein von dem, was fehlt“ zu schaffen und „die Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ zu erhalten: „Gleichwohl verfehlt die praktische Vernunft

⁸ Newman Oxforder Predigt: Philosophische Geisteshaltung zuerst vom Evangelium geordert, in: J. H. Kard. Newman, Zur Philosophie und Theologie des Glaubens. Oxforder Universitätspredigten. Mainz 1964, 13–20.

⁹ Vgl. Friedrich Daniel Schleiermacher, Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen, hg. Heinrich Schulz, Darmstadt 1973; Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt (Glaubenslehre), 2 Bände, ed. M. Redeker, Berlin ⁷ 1960, hier I,14; Wolfhart Pannenberg, Wissenschaftstheorie und Theologie, Frankfurt a. M. 1973, 215.

ihre eigene Bestimmung, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, in profanen Gemütern ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wach zu halten.“¹⁰ Damit ist eine Tiefendimension der menschlichen Koexistenzgestaltung angesprochen, die Frage nach Fundament und „Telos“ des Gemeinwesens. „Woraufhin“ und „warum“ soll Zusammenleben politisch gestaltet werden?

Große und kleine Theologien

Der Theologe und die Theologin baut mit am Haus der Kirche, am Reich Gottes, an den Zeichen der Anwesenheit Gottes mitten unter uns. *Clemens Sedmak* unterscheidet hier zwischen – unter Anführungsstrichen – „großen“ und „kleinen“ Theologien: „Große Theologien, das sind die großen spekulativen theologischen Entwürfe, die jedes theologische Feld betreffen und in der akademischen Welt behandelt und diskutiert werden ... Große Entwürfe bieten einen Blick auf das Ganze, und sie sind überall dort relevant, wo akademische Theologie betrieben wird, und diese Relevanz wird wohl nicht in wenigen Jahren oder Jahrzehnten zu messen sein. ... Wenn ich es recht sehe, so haben die meisten akademischen Theologinnen und Theologen den Anspruch, an großen Theologien zu bauen. ... Auf der anderen Seite braucht es aber noch etwas anderes, das nicht im theologischen Laboratorium der akademischen Welt entstehen kann, wo aus dreißig Büchern ein einunddreißigstes erzeugt wird. Es braucht orts- und situationsbezogene theologische Reflexion, die auf lokale Sorgen und Fragen mit lokalen Mitteln reagiert. Das ist die Idee ‚kleiner Theologien‘.“¹¹

Eine Bildungseinrichtung wie die KU, die um diese Verortung bei den Menschen, in den unzähligen pastoralen Feldern, in der Wissenslandschaft Oberösterreichs weiß, die sich bewusst ist, dass jegliches Lehren und Forschen auf Üben und Erfahrung angewiesen ist – und das gilt nicht nur für die Theologie, sondern auch für die Philosophie oder Kunstwissenschaft –, ist von daher ein unschätzbare Mosaikstein für Bildung, Verkündigung und verantwortetes pastorales, gesellschaftliches und kulturelles Handeln in unserer Diözese bzw. in Oberösterreich.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

¹⁰ Jürgen Habermas, Ein Bewusstsein von dem, was fehlt. Über Glauben und Wissen und den Defaitismus der modernen Vernunft, in: NZZ 10. Februar 2007.

¹¹ Clemens Sedmak, Theologie als „Handwerk“. Eine kleine Gebrauchsanweisung, Regensburg 1999, 152.